

Berichte zu ausgewählten Veranstaltungsprogrammen vom Wochenende der Vielfalt am 10. und 11. September 2022

[Aktionen des Regionalverbands Ruhr](#)

[Energiewende in urbanen Landschaften](#)

[Lass mal reden – Künstlerische Interventionen als Mittel der partizipativen Stadtentwicklung](#)

[The wild beauty of climate change adaptation](#)

[Stadt für Alle: Wie sieht eine altersgerechte Raumpraxis aus?](#)

[Roll out the Donut - Auf dem Weg zur nachhaltigen Kommune](#)

[Wer, wie, Wasserwende?](#)

[Lieber Wir als alleine! Bau dir ne Bank](#)

[Quartier mit Ü – Lebendige Nachbarschaft](#)

[Wildkräuter-Tour – Was hier so alles wächst](#)

[Grüne Stadtentwicklungsprojekte](#)

[Naturerfahrungsräume für Kinder](#)

[Woher kommt das \(Stadt-\)Blau für das Stadtgrün?](#)

[Naschplätze am Schlaraffenband](#)

[Upcycling-Workshop: Aus alt mach besser!](#)

[Die Emscher-Walnuss](#)

[Freiraum fürs Quartier!](#)

[So funktioniert Klima-Journalismus](#)

[Ausstellung "Mapping the City"](#)

[Wohnräume der Zukunft](#)

biennale der urbanen landschaft

Das Wochenende der Vielfalt im Rahmen der Biennale der urbanen Landschaft wurde gefördert vom Regionalverband Ruhr



Texte: Sonja Broy und Nadja Grizzo

Veranstalter:

lala.ruhr - Kemner & Schlecht GbR

Bochumer Str. 140-142, 45886 Gelsenkirchen

www.lala.ruhr, www.lala.ruhr/biennale

kontakt@lala.ruhr

Veranstalter:



Kooperationspartner:



Förderer:

Ministerium für Umwelt,
Naturschutz und Verkehr
des Landes Nordrhein-Westfalen



Partner:



Aktionen des Regionalverbands Ruhr

Zusätzlich zu dem Engagement des Regionalverband Ruhr (RVR) als Förderer der ersten Biennale der urbanen Landschaft und im Besonderen des "Wochenendes der Vielfalt", bot der Verband mit vielen engagierten Mitarbeiter:innen diverse Workshops und Austauschangebote zu den grünen Themen des Ruhrgebiets. Die RVR-Bühne war sichtbare Anlaufstelle für die Besucher:innen, und Beratungsangebote und Informationsmaterial gab es selbstverständlich auch.

Mach den Dach-Check

„Solardachkataster“, das ist mal ein Wort, das man sich auf der Zunge zergehen lassen kann. Der Regionalverband Ruhr (RVR) hat dem gesamten Ruhrgebiet eins aufs Dach gegeben und die Solarpotenziale für jedes(!) Dach, ob privater oder öffentlicher Gebäude auf einer Karte abgebildet. Das öffentlich zugängliche Online-Kataster zeigt, welche Dächer das Zeug zum Solardach haben und auf einer nächsten Ebene können User sich durch einige Auswahlmenüs klicken und so das Solarpotenzial für ihr Haus und die damit verbundenen Investitionskosten und Ersparnisse ausrechnen lassen.

<https://solarmetropole.ruhr/solardachkataster/> Bei der Biennale standen die Mitarbeiter:innen des RVR dabei hilfreich und beratend zur Seite.

Aber auch hier standen wieder einige Fragen im Vordergrund: Wie kann das Handwerk schnell fit werden, um all diese Anfragen und Aufträge zu bewältigen? Immerhin ist das Solardachpotenzial im Ruhrgebiet riesig, und zurzeit bewegt sich die Verbreitung von Solardächern bei unter 5% des Gesamtpotenzial. Da ist noch viel Luft nach oben. Der RVR kann hier für Interessierte Bürger:innen ein guter erster Ansprechpartner sein und arbeitet eng mit dem Verband Handwerk Region Ruhr zusammen.

Green your day! Gestalte Dein „Alltagsgrün“ im Ruhrgebiet

Für den Workshop, der zweimal im Laufe des Samstag stattfand, waren die Teilnehmer:innen eingeladen, ihre Traumprojekte für das Pilotprojekt „Grünzug E“ zu entwickeln.

Das Team Grüne Infrastruktur ging es dabei vor allem darum zu sehen, wie sich die Prioritäten der Bürger:innen von denen der Fachleute und der bisherigen Überlegungen unterscheiden. Bei der ersten Workshopgruppe ging mehr in die Richtung von konkreten Bauten wie zum Beispiel einem „Kletterwald“, während die zweite Gruppe eher in sozialen Aktionen zum Klimaschutz und zur Gesundheitsförderung dachte. Vertreten waren Anwohner:innen aus der Umgebung des Wissenschaftsparks, Künstler:innen, Planer:innen und Angestellte aus der Stadtverwaltung, Mitarbeiter:innen der Gemeinwohlverbände sowie aus dem Sozialbereich und ein Kind, das die Erwachsenen mit konkreten Anregungen auf Kurs hielt, wenn es zu theoretisch wurde. Beim Team des Regionalverbands wurde dieser Austausch als Realitätscheck für die eigenen Überlegungen genommen und die Ergebnisse der beiden Workshops werden ganz sicher die Strategie Grüne Infrastruktur und die Ideenwerkstatt zum Pilotprojekt „Grünzug E“ weiter befeuern.

Aus Grau mach Grün! Dein Beitrag zur Grünen Infrastruktur in der Metropole Ruhr

Derzeit arbeitet der RVR an einer Strategie Grüne Infrastruktur. Von den Workshop-Teilnehmer:innen erhofften sich die Macher:innen vom RVR vor allem ein konkretes Herunterbrechen von regionalem Denken und den bereits formulierten 20 Zielen, die möglicherweise in die Strategie einfließen werden. Die Ziele benötigen weitere Konkretisierung und Verfeinerung. Und was ist besser, als sich über die Ziele mit denen auszutauschen, die es betrifft: die Bewohner:innen der Metropole Ruhr.

Hier kam auch die Frage auf: Die Metropole Ruhr will die grünste Industrieregion der Welt werden – aber ist der Begriff „Industrieregion“ noch zeitgemäß? Ist es nicht eine rückwärtsgewandte Sichtweise, die Metropole Ruhr noch als solche zu bezeichnen, und sendet das nicht die falschen Signale?

Der RVR stellte dabei sehr transparent den Teilnehmer:innen den Rohzustand seiner Erarbeitung zur Debatte. Die 20 Ziele, die in der Charta Grüne Infrastruktur bereits formuliert sind, werden für die Strategie zu Handlungszielen ausgearbeitet und gemeinsam mit einer Agentur, die auf die Kommunikation gesellschaftlicher Themen spezialisiert ist, in die Öffentlichkeit getragen. Dafür wurden, ein Novum, bei RVR genauso viele Kommunikationsmitarbeiterinnen eingestellt wie Planer:innen. Denn das wird aus allem klar: Der Umbau der urbanen Landschaft zur Stadt von morgen kann nur funktionieren, wenn wir alle verstehen, was passiert und welche Maßnahmen möglich und notwendig sind.

Der Austausch wurde (per spontaner Simultanübersetzung) auch für einige nicht-deutschsprachige Teilnehmer:innen geöffnet sowie durch den Erfahrungsaustausch mit Teilnehmenden aus Berlin bereichert, wo sich schnell herausstellt, dass man an ähnlichen Hürden stolpert und Lösungswege voneinander lernen kann. An dem Workshop nahmen Architekt:innen und Ingenieur:innen teil sowie Mitglieder der Gruppe Die Urbanisten.

Bis Ende 2024 soll die Strategie Grüne Infrastruktur entstehen.

DIY-Halde – Entdecke und gestalte unsere Haldenlandschaft mit dem RVR!

Die Teilnehmer:innen des Workshops stürzten sich mit Begeisterung auf den kinetischen Sand und weitere Materialien und gestalteten kreativ ihre ganz eigene Halde. Schon jetzt sind die Berge des Ruhrgebiets Orte für Erholung, Sport, Kultur und Naturschutz. Aber ihr Potenzial geht noch weiter, denn sie können – und müssen vielleicht auch – für erneuerbare Energiegewinnung genutzt werden. Windkraft und Photovoltaik liegen als Nutzung nahe und wären allein schon als Weitererzählung der unglaublichen Geschichte der Metropole Ruhr ein Pfund: Vom Auszug derer, die als Halden geboren und zu Helden erkoren wurden. Einst aufgeschüttet aus den Resten zur Gewinnung fossiler Brennstoffe und in Zukunft Trägerinnen für die Anlagen zur Gewinnung erneuerbarer Energien. Der Wandel schreibt eben die besten Geschichten!

Text: Nadja Grizzo

Energiewende in urbanen Landschaften

Wie kann der menschen- und naturverträgliche Ausbau der erneuerbaren Energien bis 2040 gelingen?

Vortrag von Prof. Dr. Christina von Haaren – Professorin Landschaftsplanung und Naturschutz am Institut für Umweltplanung der Leibniz Universität Hannover

Es war ein Lichtblick, den Professorin von Haaren am Samstagvormittag in den Konferenzsaal des Wissenschaftsparks trug. Denn am Ende des Vortrags stand die Antwort: Die Energiewende – also die Umstellung der Energieerzeugung auf 100% erneuerbare Energien (EE) in Deutschland ist möglich! Und sie ist viel schneller und effizienter umsetzbar, als viele von uns denken. Wenn... tja, wenn... – aber dazu später mehr.

Mitten in der Debatte um Ukrainekrieg und russische Gaslieferungen bzw. deren Ausbleiben rückte die Wissenschaftlerin von der Universität Hannover das Augenmerk darauf, was uns tatsächlich bevorsteht. Nicht nur ein möglicherweise ungemütlicherer Winter als sonst, sondern langfristig ein Klimawandel, der sich gewaschen hat. Und zwar vor dem Hintergrund, dass derzeit noch 80% unserer CO2 Emissionen in Deutschland aus der Verbrennung fossiler Energien stammen.

Die Frage des Vortrags war folgerichtig: Wie schaffen wir den Energiewandel?

Wie so oft an diesem Wochenende und in der öffentlichen Debatte beschworen, werden wir die Klima- und Energiewende nur schaffen, wenn alle an einem Strang ziehen. Wie sieht es also mit der Akzeptanz erneuerbarer Energien (EE) in der Bevölkerung aus?

93% unterstützen EE, aber schon bei der Windkraft regt sich sehr viel Widerstand. Es ist also, so Prof. Dr. von Haaren, eine riesige Aufgabe, die Bürger:innen einzubeziehen. Aber auch hier hat sich das Team um Frau von Haaren so einiges einfallen lassen.

Am Anfang standen einige Fragen zur Umsetzung der Energiewende im urbanen Raum:

- Muss unsere Stadt, unser Wohngebiet, unser Haus CO2 neutral werden?
- Sollten für die EE von Bundesebene Flächenziele oder Energieerzeugungsziele vorgegeben werden?
- Wie viel Energie müssen / können wir vor Ort erzeugen?
- Reichen die EE aus, um die Ziele Deutschlands für das Pariser Abkommen zu erreichen?
- Auf welcher Ebene sollte geplant werden? Was sollte lokal vorgegeben werden? Wie können die Bürger:innen einbezogen werden?

Um die Fragen beantworten zu können, ging es zunächst um die Prämissen:

Wie soll die Energiewende klappen? Durch Strom, Strom, Strom! Elektrifizierung ist das Schlüsselwort – und selbstverständlich am effizientesten dort, wo durch EE erzeugter Strom direkt als Strom genutzt wird. Aber Strom muss zunehmend auch zur Herstellung anderer Energiequellen genutzt werden wie Strom zu Wärme (Power-to-Heat, z.B. Strom für Wärmepumpen) und Strom zu Gas (Power-to-Gas) – allerdings mit entsprechenden Energieverlusten durch Umwandlung und Speicherung.

Im Stromsektor kommen bereits mehr als 50% der Energie aus EE. Aber beim Gesamtenergieverbrauch beträgt der Anteil an EE nur 20%. Der Rest kommt aus der Verbrennung fossiler Brennstoffe. Der Großteil dieser Energie muss durch Strom ersetzt werden – d.h. in den Jahren 2040/2050 werden wir einen viel höheren Strombedarf haben als heute.

Dazu hat das Team unter Leitung von Prof. Dr. von Haaren ein Modell entwickelt, um zu berechnen, an welchen Stellschrauben gedreht werden muss, um die Umstellung auf erneuerbare Energien zu schaffen. Ein wissenschaftlicher Artikel dazu ist in der Fachzeitschrift „Natur und Landschaft“ erschienen.

Auf Bundesebene ist eine Energiebedarfsprojektion erstellt worden, die davon ausgeht, dass wir in 2040/2050 einen Strombedarf von 1.500 Terawattstunden (TWh) pro Jahr benötigen. Nur zur Einordnung: 1 TWh sind eine Milliarde Kilowattstunden.

Was die Bundesregierung an Bedarfen rechnet, geht den Wissenschaftler:innen nicht weit genug – 1.500 TWh werden nicht reichen – die Modelle der meisten Wissenschaftler:innen in Deutschland rechnen mit eher 2.000 TWh und darüber.

Um wissenschaftlich fundiert auszurechnen, wie man durch erneuerbare Energien in Deutschland den Energiebedarf abdecken könnte, hat das Team am Institut für Umweltplanung zunächst einmal topographische Flächennutzungskarten zusammengetragen und alle Daten dort zusammengetragen. Daraus ist eine digitale Datenbank entstanden, die öffentlich zugänglich ist.

<https://www.umwelt.uni-hannover.de/de/institut/news-und-veranstaltungen/news/aktuelles-detailansicht/news/beschleunigung-der-energiewende-leibniz-universitaet-stellt-daten-fuer-die-standortplanung-von-winden/>

Frau Professorin von Haaren räumte mit geballter Fachkompetenz auch schnell alle Missverständnisse aus dem Weg. Fakt ist: Der Energiepflanzenanbau ist ineffizient. Photovoltaik ist dagegen viel umweltfreundlicher und effizienter und bringt bei gleicher Fläche 50fach(!) höhere Energieerträge.

biennale der urbanen landschaft

Wie sieht es also mit den Potenzialen bei der Windkraft in Deutschland aus? Die Wissenschaftler:innen nennen die Problematiken, die mit dem Ausbau der EE zusammenhängen „Raumwiderstände“. Dazu gehören zunächst einmal gesetzliche Bestimmungen wie Lärmemissionsschutz und Schutzabstände von Siedlungen. Das Modell der Uni Hannover rechnet diese Faktoren automatisch mit ein – ebenso wie massenweise Daten des Deutschen Wetterdienstes und etliche andere Faktoren. Was passiert z.B., wenn man Schutzabstände zu Siedlungen von 1.000 Metern zugrunde legt, wie in Bayern? Dann heißt das auf ganz Deutschland hochgerechnet, dass man weniger als die Hälfte der potenziellen Anlagen bauen könnte.

Nachdem das Team um Prof. Dr. von Haaren alle Daten ins System gefüttert hat – vom lokalen Vorkommen windsensibler Vogelarten bis zu Brutplätzen bestimmter Fledermausarten, Landschafts- und Naturschutzgebiete, Gewässerschutz und viele weitere Raumwiderstände, ergibt sich, dass es ca. 4% „no regret“-Flächen in Deutschland gibt, die man mit Windkraft belegen könnte. „No regret“ heißt so viel wie „ohne Reue“ – das sind also Flächen mit extrem geringem Raumwiderstand, die fast ohne schädliche Nebenwirkungen für Mensch und Natur belegt werden könnten. Wenn die Windkraftanlagen mit intelligenten Abschaltalgorithmen ausgestattet sind, die sich zu kritischen Zeiten automatisch abschalten, wenn die ansässigen Fledermaus- oder sensiblen Vogelarten gerade unterwegs sind – dann könnten man auch Flächen mit größerem Raumwiderstand belegen.

Wenn dann noch die Photovoltaik dazugerechnet wird, werden die Aussichten auf eine kluge Energiewende immer rosiger. Photovoltaik (PV) ist tatsächlich die günstigste elektrische Energiequelle der Welt! Der Preis zur Stromgewinnung von 1 bis 5 Euro-Cent pro Kilowattstunde ist verglichen mit Atomstrom zu 13 Cent KWh geradezu unschlagbar.

Dazu kommt, dass die Raumwiderstände bei PV-Anlagen viel geringer sind als bei Wind – kaum optische oder akustische Belästigung, – und es gibt viele Möglichkeiten mit Agri-Photovoltaikanlagen auf Ackerböden zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen (sorry, Fliege). Zum Beispiel mit hoch aufgeständerten Systemen, die drei bis sechs Meter über dem Boden stehen könnten, so dass darunter maschinenbetriebene Landwirtschaft mit schattentoleranten Sorten (durch Verdunstungs- und Sonnenschutz, aber auch Unwetterschutz) den Bewässerungsbedarf um 20% reduzieren könnten. Aber auch bodennahe Systeme mit senkrechtstehenden Paneelen sind möglich.

Rein rechnerisch ließen sich 17% der Fläche Niedersachsens mit PV-Anlagen belegen, und das mit geringem Raumwiderstand – also, ohne in sensible Bereiche vordringen zu müssen. Allein diese Flächen würden 700 TWh pro Jahr erzeugen! Nicht dass die Raumordnungsverordnung das so ohne Weiteres zuließe, und natürlich würde sich dadurch auch ein übermäßiger Investitionsdruck ergeben, mit Auswirkungen auf die Lebensmittelproduktion usw. Aber hier ging es eher um ein rechnerisches Beispiel. Zum Glück gibt es nicht nur in Niedersachsen Flächen mit geringem Raumwiderstand.

biennale der urbanen landschaft

Die Wissenschaftler:innen rechneten im Gesamtmodell also potenzielle Windkraft-Anlagen, Photovoltaik inklusive Dachflächen-PV (dabei nahmen sie 60% aller Dachflächen, privat oder öffentlich als belegbar an) aus – das Ergebnis ist (und hier kommt gleich eine kleine Einschränkung): Lebten wir in einer perfekten Planungswelt, dann könnten durch erneuerbare Energien pro Jahr 2.065 TWh allein auf den „no regret“-Flächen in Deutschland produziert werden.

Professorin von Haaren nennt diese Potenziale in Verbindung mit den Begrenzungen wie gesetzliche Bestimmungen und Raumwiderstände die „räumliche Fahrinne der Nachhaltigkeit“.

Aber was ist mit der Umsetzung und wie schafft man Akzeptanz für die Maßnahmen? Dazu entwickelten die Wissenschaftler:innen der Uni Hannover ein Planungsspiel für Standorte und Maßnahmen zur Produktion von erneuerbaren Energien, das Städte und Gemeinde gemeinsam mit ihren Bürger:innen spielen können – und zwar ganz konkret für ihre Gemeinde. Am Ende können die Lösungsansätze, die unterschiedliche Gruppen (Befürworter:innen oder Gegner:innen, unterschiedliche Parteien und Interessensgruppen) gefunden haben übereinandergelegt werden und so die Entscheidung des Stadt- oder Gemeinderats qualifiziert unterstützen. Das interessante aus der Praxiserfahrung: So weit die Ideologie auch vor dem Spiel auseinandergehen mag, am Ende sind die Lösungen doch sehr nah aneinander dran.

Antworten auf die anfangs gestellten Fragen:

Es muss nicht jedes Haus, jede Stadt usw. CO2 neutral werden, um die Energiewende zu schaffen. Bei der Energieerzeugung muss auf das Mindesterzeugungsziel geachtet werden, Potenziale genutzt werden und nachgesteuert werden, wo nötig.

Statt bundesweit einheitlichen Energieerzeugungszielen ist es sinnvoller, auf regionaler und lokaler Ebene anzusetzen und die Bedingungen kleinteiliger mit einzubeziehen.

Innerhalb der räumlichen Fahrinne empfehlen die Wissenschaftler:innen auf regionaler, ggf. auf Landesebene zu planen:

- Anpassung der EE 100 Räume mittels Vor-Ort-Daten (Artenschutz etc.)
- Natur- und landschaftsschonendes PV-Potenzial bestimmen (Flächen, Energiemengen)
- Abgleich mit anderen Raumansprüchen

Den Bürger:innen müssen einbezogen werden mit Gestaltungsspielraum innerhalb der räumlichen Fahrinne, mit lokalen Anpassungen an Energieziel, Standort, Energiemix und mit individuellen Einsparpotenzialen.

Nicht zuletzt muss auch das Handwerk und die Stadtwerke neue Skills entwickeln, um die Aufgaben umsetzen zu können. Auch dafür entwickelt das Institut für Umweltplanung an der Uni Hannover gerade Maßnahmen.

biennale der urbanen landschaft

Was lokal in urbanen Räumen getan werden kann:

- Klimaschutz und Biodiversität nicht gegeneinander ausspielen
- PV naturschutzgerecht ausgestalten – (Dach)Begrünungen zum Temperatenausgleich und für Biodiversität
- B-Plan Festsetzungen zu Energie und Klimaschutz bei Neubaugebieten
- Lokale Förderung von neuen Energiesystemen im Bestand; Beratung der Bürger:innen z.B. durch Klima-Agenturen
- Stadtwerke und Handwerker auf neue Aufgaben ausrichten

„Die Herausforderung ist riesig, aber machbar – mit hohen positiven Nebeneffekten für Arbeitsmarkt, Teilhabe und technologische Entwicklung“ war das Fazit der Vortragenden.

Im Anschluss wurde noch rege mit dem Publikum diskutiert.

Text: Nadja Grizzo

Lass mal reden – Künstlerische Interventionen als Mittel der partizipativen Stadtentwicklung

Impuls und Austausch moderiert von Cassandra Kanthak, Projektleiterin der Kreativ.Quartiere Ruhr bei ecce GmbH

Mit den Künstler:innen Stefan Demming, Valeria Fahrenkrog (Mitkunstzentrale), und Garvin Dickhof (Da staunste Bauklötze)

In der gutbesetzten Runde ging es um künstlerische Interventionen im öffentlichen Raum als Momente der Beteiligung und bewussten Irritation. Während bei Bauvorhaben und Umgestaltungsprozessen „Partizipation“ nicht mehr wegzudenken ist, ging es hier um eine weniger instrumentelle, sondern eher spontane Variante der Bürger:innen-Beteiligung – die den Menschen ein Lächeln entlockt.

Stefan Demming sammelte Geschichten von Anwohner:innen an der Bochumer Straße in Gelsenkirchen und gestaltete ein Ladenlokal gleich gegenüber einer Straßenbahnhaltestelle mit lauter Wohnzimmerwänden im Stil unseres heißgeliebten „Gelsenkirchener Barocks“. Die Geschichten, Erzählungen, Lieder, Geräusche und Gedanken ertönen, sobald man die Schränke und Schubladen öffnet. Je weiter man sie öffnet, desto lauter. So wird man als interaktiv Betrachtende:r zur:zum Komponistin:Komponisten, die ihre eigene Soundcloud kreieren. Die Anwohner:innen oder Passant:innen bleiben oft neugierig stehen, kommen herein, fragen, ob sie die Möbel kaufen können und entdecken dann eine völlig andere Dimension ihres Stadtteils.

Valeria Fahrenkrog von der Mitkunstzentrale Berlin, wo benutzte Materialien für neue Nutzungen recycelt werden, haben im Haus der Statistik in Berlin, direkt am Alexander Platz einen „Satelliten“ eröffnet: Eine Werkstatt und Café, die sich zum Stadtteiltreff entwickelt haben und jetzt auch viele Initiativen von Bürger:innen ausgelöst haben – vom Borschtsch- bis zum Gurkeneinlegeworkshop. Das Haus der Statistik wird in den nächsten Jahren saniert und bei der Initiative Modellprojekt Haus der Statistik geht um die gemeinwohlorientierte Entwicklung des Quartiers und des Hauses selbst. Hier werden Bürger:innen gemeinsam mit Künstler:innen aktiv und nehmen es in die eigene Hand zu bestimmen, wie ihre Stadt zukünftig aussehen soll.

Garvin Dickhoff stellte gleich drei Projekte vor. Mit seiner Sperrmüllambulanz verbindet er Upcycling mit Cycling und radelt mit dem Lastenrad und einigem Werkzeug zu Sperrmüllplätzen in den Straßen, upcycelt spontan einzelne Stück und stellt sie dann denjenigen zur Verfügung, die sie als Sperrmüll aussortiert hatten. Ein Wettrennen gegen die Müllabfuhr!

Aber Vorsicht beim Nachahmen: Sperrmüll ist in Deutschland eine heikle Sache – daher spricht er die Aktion vorher mit den Stadtwerken ab.

biennale der urbanen landschaft

Mit Holzbauklötzchen umbaut der Künstler Statuen, Kreuze, Brunnen etc. im öffentlichen Raum und entzieht sie so dem Blick – erstaunlicherweise werden sie dadurch erst sichtbar. Anwohner:innen wundern sich, ob das schon immer dort gestanden hat und schauen zum ersten Mal genauer hin. Mit seinem Hebebalkon besucht Garvin auf seinem auf einer Hebebühne installierten Balkon inkl. Grill, Sonnenschirm und Blumentöpfen Menschen auf ihren Balkonen. Mit im Gepäck sind Würstchen und Getränke – für Senf, Besteck und Teller sorgen die Besuchten. Da kommt es auch schon mal vor, dass jemand aus Mitleid mit Garvins Balkonblumen anfängt, sie zu gießen.

Alle genannten Projekte der Künstler:innen stoßen Reflexionen über Gewohntes an und geben Anlass zum Gespräch. Dabei erreichen sie auch Menschen, die sich sonst nicht auf die sonst üblichen Beteiligungsformate einlassen. Und sie haben den Vorteil, dass oft Humor eine große Rolle spielt. Da, wo es spielerisch wird und man Spaß haben darf, da, wo Kunst leicht zugänglich wird und dazu führt, dass Menschen Lust haben, selbst aktiv zu werden – da ist Kunst auch für „Zwecke“ einsetzbar. Aber instrumentalisiert man damit die Kunst, die Künstler:innen und auch die Menschen, die mitmachen.

In der Diskussion ging es um diese Fragen und ob sich Kunst als Partizipationsmethode für Stadtentwicklungsprozesse „missbrauchen“ lässt bzw. wo die Grenzen sind.

Sind Künstler:innen die besseren Stadtplaner:innen?

Die Tendenz der Antworten ging in die Richtung, dass die meisten Aktionen solange sie von Künstler:innen oder aus bürgerlichem Engagement bestehen, erst mal nicht im Dienst einer Sache oder eines Einzelinteresses stehen, sondern auf das Gemeinwohl ausgerichtet sind – oder eben gar keinen direkten „Zweck“ verfolgen. Kooperationen wurden als sehr wichtig eingestuft, aber man muss auch gucken, mit wem man kooperiert und wie die Interessen liegen, so dass man nicht zum Instrument wird. Und zum anderen geht es bei allen Aktionen darum: Wer bestimmt eigentlich, wie der urbane Raum aussieht? Genau hier können künstlerische Interventionen für weitergehende Prozesse Türen öffnen und die Schwellenängste mindern.

Interdisziplinäres Arbeiten ja, aber Künstler:innen sind keine Stadtplaner:innen – so das einhellige Fazit.

Zum Abschluss wurden Stimmen aus der Runde der Diskussionsteilnehmer:innen gesammelt:

Kunst in der urbanen Landschaft (bedeutet), ...

- ... das Unerwartete zu finden
- ... eine Realität zu verändern
- ... Begegnungen zu schaffen
- ... selbst aktiv zu werden
- ... darf gefallen oder auch nicht

Text: Nadja Grizzo



The wild beauty of climate change adaptation

Präsentationen von

Dr. Antje Backhaus, Landschaftsarchitektin gruppe F, Berlin

Kersten Schmitz, Architekt und Gründer von Solararchitekt – Firma für progressive Architektur

Klimaanpassung muss hip und sexy werden

Dr. Antje Backhaus, Landschaftsarchitektin bei gruppe F in Berlin stellte unterschiedliche Klimaanpassungs-Projekte aus Dänemark und Berlin vor. Dabei ging es vor allem um Regenwasserbewirtschaftung und Wasserretention. Das bedeutet im Wesentlichen, dass verhindert werden muss, Regenwasser (vor allem aus Starkregenereignissen) einfach in die Kanalisation rinnt und so weder dem Stadtgrün zur Verfügung steht noch in der Verdunstung aus dem Grün für die Kühlung der Städte genutzt werden kann.

Antje Backhaus zeigt am Beispiel einiger Kopenhagener Projekte, dass Klimaanpassung auch in der Akzeptanz und Umsetzung in der Breite funktioniert, wenn sie hip und sexy ist. Da können wir in Deutschland von den Dänen lernen. Im Rahmen der Projekte konnte gruppe F beobachten, dass sich das Verständnis für Stadtnatur ändert. Und dass auch ein klimaangepasstes Leben eine hohe Qualität haben kann. Deutlich wurde das vor allem in der Ästhetik der Anpassungsmaßnahmen.

Wenn in einem Wohngebiet die großen und langweiligen Rasenflächen durch Mulden zur Wasserversickerung und (aus der ausgehobenen Erde) Hügel ersetzt werden, dann kann die Grünfläche nur schöner werden. In den Mulden wachsen Schilf und Wassergräser, auf den nur hüfthohen Hügeln können die Kinder spielen und auf nur dekorativ ausschnittsweise gemähten Wiesen entsteht mehr Vielfalt. Die ganze Siedlung ist von der Regenwasserableitung abgekoppelt und der Regen versickert ausschließlich lokal. In Dänemark gehört diese Maßnahme zu einem geförderten Programm, das von der Wassergenossenschaft durchgeführt wurde. Während in Deutschland die Wasserwerke und Abwasserbetreiber sich für die Wasserrückhaltung nicht verantwortlich fühlen. In der anschließenden Diskussion wurde das am deutlichsten geäußert, dass sich auch in Deutschland Satzungen ändern müssen, damit solche Maßnahmen nicht (im wahren Wortsinn) „versickern“.

Ein Beispiel aus Berlin machte noch ein recht vernachlässigtes Thema deutlich: die Umweltgerechtigkeit, also die Frage, wie soziale Benachteiligung und die höchsten bioklimatischen, Lärm-, Luftverschmutzungsbelastungen und fehlende Grünflächen sich oft überschneiden. Für Berlin wurde eine Umweltgerechtigkeitskarte erstellt.

<https://www.berlin.de/sen/uvk/umwelt/nachhaltigkeit/umweltgerechtigkeit/>

biennale der urbanen landschaft

Antje Backhaus stellte das Projekt „Klimakiez Badstraße“ vor. Über Mappingprozesse, mithilfe des Quartiermanagements, Bürgersteigggespräche und andere Aktionen fanden die Landschaftsarchitekt:innen heraus: 80% der Bewohner:innen in diesem Kiez haben kein Auto, leben aber zugeparkt und durch den Verkehr belastet. Die Lösung waren Diagonalsperren, die den Durchgangsverkehr umleiten, die Straßen von parkenden Autos freihalten und erlaubten, mitten im Straßenraum einen Garten zu schaffen (nicht ohne sehr viele Diskussionen mit der Stadtverwaltung). Gelder für das Projekt kamen auch aus dem Topf „Sozialer Zusammenhalt“.

Lessons learned:

- Offener Dialog
- Aufbau von Netzwerken
- Änderung von Vorgaben – in DE diskutiert man ob privates Regenwasser auf öffentlichen Flächen genutzt werden kann etc.
- Es muss funktionieren, aber auch schön sein
- Embracing the wild beauty
- Einfach mal machen, mehr Verantwortung übernehmen

Die Diskussion zeigte immer wieder: Es hapert an der Umsetzung, es droht oft an gesetzlichen Bestimmungen zu scheitern, die mit dem grünen Umbau unvereinbar sind.

Und dann die Frage der Verantwortlichkeiten: Wer setzt es um? Wohnungsbaugenossenschaften, Wasserversorger, Bezirksvertretungen usw. haben ihre Satzungen, die die Aufgaben definieren und für alles andere „ist man nicht zuständig“.

Und bei den Bürger:innen? Dazu O-Ton Antje Backhaus: „In vielen Köpfen steckt drin, dass man das Klima rettet, wenn man Tesla fährt, aber in Wirklichkeit ist die Stellschraube der Umbau der Städte in jedem kleinen und großen Bereich!“

Grüne Infrastruktur

Kersten Schmitz stellte zwei seiner Architektur-Wettbewerbsbeiträge vor.

Bei einem Wettbewerbsentwurf für Wesel ging es darum, wie ein:e Bürgermeister:in die Bürger:innen motivieren kann, sich für Klimaschutz einzusetzen.

Kersten Schmitz entwarf einen Sommerpavillon als Beispiel für grüne Infrastruktur und für die Vermittlung von grünen Themen. Beratungsinhalte könnten ebenso vermittelt werden wie Best Practice-Beispiele für ökologische Architektur.

Für den New Yorker Aufruf des Metal in Construction Magazine, USA „Make a Manhattan skyscraper energy-efficient“ entwickelte er das Projekt „The activated Facade“ am Beispiel des Gebäudes 63, Madison Avenue. Im Winter geht viel Energie durch die Fassaden verloren und so schlägt der Architekt vor, den unteren Teil der Fassade mit für New York City typischen Backstein zu verkleiden und den oberen Teil mit Photovoltaik-Elementen zur Stromerzeugung bzw. Kühlung und Beschattung im Sommer und zur Wärmeerzeugung im Winter.

Die beiden Vorträge zur Klimaanpassung waren auf Englisch geplant, fanden dann aber auf Deutsch statt, da sowohl Vortragende als auch Publikum aus Deutschsprachigen bestand.

Text: Nadja Grizzo

Stadt für Alle: Wie sieht eine altersgerechte Raumpraxis aus?

Inklusiv, aber nicht stereotypisierend

Partner:

kubia – Kompetenzzentrum für Kulturelle Bildung im Alter und Inklusion

Baukultur NRW

dominique + serena

Wie lassen sich die Bedürfnisse älterer Menschen angemessen in Architektur und Stadtplanung berücksichtigen? Damit beschäftigt sich Kristian Ly Serena, der zusammen mit Dominique Hauderowicz in Kopenhagen das Architekturbüro dominique + serena gegründet hat. Auf Einladung von kubia - Kompetenzzentrum für kulturelle Bildung im Alter und Inklusion und Baukultur NRW gab Serena am Wochenende der Vielfalt einen anregenden und intensiv diskutierten Impuls, den er mit vielen Beispielen aus der Praxis illustrierte.

Gleich zu Beginn betonte Peter Köddermann von Baukultur NRW, warum das Thema insbesondere im Ruhrgebiet auf die Agenda gehört: "Wir sind hier Vorreiter für den demografischen Wandel. Entstanden ist ein Markt, der versucht, pflegegerecht und altersgerecht zu bauen. Doch wie gehen wir mit den Menschen um, die in ihren Quartieren und Wohnungen verbleiben wollen? Was bedeutet das für die Stadtentwicklung?"

Die passenden Gedanken hierzu lieferte Serena, beginnend mit einem Status zum Status Quo: "Alter ist lange als Kategorie verwendet worden. In der Praxis zeigt sich das an streng getrennten Zonen - da gibt es Kindergärten auf einem in sich geschlossenen Gelände, Schulen mit einem eingezäunten Garten und in unmittelbarer Nachbarschaft eine Einrichtung für Senior:innen mit einem Spielplatz für Ältere und einem Rosengarten. Dem Alter haftet häufig ein gewisses Stigma an, dass solche Planungen verstärken." Für Planer:innen sei wichtig zu verstehen, dass es "den älteren Menschen" nicht gebe, da Altern kein linearer Prozess ist und sich das Maß an körperlicher Beweglichkeit, psychischer, mentaler und sozialer Möglichkeiten individuell gestaltet.

Als Lösungsansätze hatte der Architekt drei Raumkonzepte für inklusive Architektur mitgebracht, die sich über Schlüsselbegriffe zusammenfassen lassen und die er jeweils mit Beispielen und Referenzfotos aus der Praxis belegte:

Elastizität

Elastizität bedeutet, bereits in der Planung Platz zu schaffen für mehrere und flexible Formen der Raumnutzung. So kann ein Treppenhaus, sofern es genügend Platz bietet, soziale Interaktion ermöglichen und zu einem Kommunikationsort werden, ausgehend davon, dass ältere Menschen nicht immer in der Lage sind, ihr Wohnhaus zu verlassen.

Auch Balkone bieten ein großes Potenzial, sofern sie in Mehrfamilienhäuser nicht mehr als singuläre Einheiten gedacht werden, sondern die komplette Etage mit mehreren Wohneinheiten umspannen - mit offenen und geschlossenen Bereichen, die sich flexibel nutzen lassen. So erhalten alle Nutzer:innen die Möglichkeit, je nach Wunsch und Bedürfnis sich entweder in den über Sichtschutz und weitere Elemente abgegrenzten privaten Raum zurückzuziehen, oder sich auf dem Teil des Balkons aufzuhalten, der als von Allen genutzt werden kann.

Polyvalence

Vielseitige und soziale Möbel im öffentlichen Raum ermöglichen intuitive Nutzungen. Spielplätze lassen sich aus Formen und Elementen einrichten, die offen sind für Interpretation - Jüngere zum Klettern und Hüpfen einladen, Ältere zum Sitzen, Jugendliche zum Liegen, Generationen finden so zusammen und kommen ins Gespräch. Rotterdam habe sich beispielsweise an einigen Stellen entschieden, mehrere kleine Spielplätze zu errichten statt eines großen Spielplatzes, um mehr Bewegung und Sitzmöglichkeiten in den öffentlichen Raum zu bringen.

Atmosphäre

Auch die Atmosphäre zählt. Damit eine solche geschaffen wird, die älteren Menschen das Gefühl gibt, willkommen zu sein und ihnen aus der Anonymität zu helfen, bedarf es Empathie schon im Planungsprozess. Serenas Appell: "Der Fokus sollte auf dem Verständnis des Alltags der Menschen und einer darauf ausgerichteten Planung liegen, anstatt auf einzelnen Design-Elementen". Ein Beispiel dafür liefere die dänische Kleinstadt Damme-Askeby, wo Planer:innen in einen Dialog getreten sind, an dessen Ende ein Stadterneuerungsprojekt eine neue Ausrichtung erhielt. So habe sich herausgestellt, dass sich für den überwiegenden Teil der Menschen vor Ort ein Supermarkt-Parkplatz und sein Eingangsportal sich bereits über lange Zeit zum etablierten Ort der Begegnung entwickelt hatte. Da eine daran angrenzende öffentliche Fläche entwickelt werden sollte, schlossen sich Supermarkt und Kommune zu einer öffentlich-privaten Partnerschaft zusammen und entwickelten die neue Fläche gemeinsam, so dass sie Parken ermöglicht und zugleich Aufenthalt ermöglicht. Wesentlich für solche neuen Flächenzuschnitte: Anzuerkennen, dass die Menschen vor Ort keine Grundstücksgrenzen und Besitzverhältnisse vor Augen haben, sondern ihre Bedürfnisse.

Abschließend warb Serena dafür, immer daran zu denken, dass Menschen unterschiedlicher Altersstufen sich zwar in ihren Bedürfnissen unterscheiden, dies aber kein Grund sei, segregierte Konzepte anzuwenden: Während zwei junge Menschen sich im öffentlichen Raum nebeneinander begegnen wollen, ist ein älterer Mensch vielleicht durchaus zufrieden damit, auf einer Bank am Rande Platz nehmen zu können und die Szenerie des öffentlichen Platzes aus der Distanz beobachten zu können. Planer:innen sollten sich dem bewusst sein und multifunktionale Räume schaffen.

Text: Sonja Broy

Roll out the Donut - Auf dem Weg zur nachhaltigen Kommune

Soziale Bedürfnisse befriedigen, ökologische Grenzen beachten

Mit Hannah Strobel, NELA. Next Economy Lab

Ein amerikanisches Süßgebäck als Sinnbild neuen Wirtschaftens: Carlotta Terhorst und Hannah Strobel vom Next Economy Lab (NELA) skizzierten auf der Biennale ein neues ökonomisches Konzept, für das sie das global angelegte Donut-Modell der britischen Wirtschaftswissenschaftlerin Kate Raworth auf die Maßstabebene deutscher Kommunen übertragen haben. Der Kerngedanke: „Soziale Gerechtigkeit innerhalb ökologischer Grenzen sichern. Weg von einer permanenten Steigerung des Wirtschaftswachstums, hin zu komplexeren ökonomischen Zielen, die soziale Belange und Ressourcenschutz einschließen“, fasst Strobel zusammen.

Sollen wir per Stift einen Donut malen, entstehen automatisch zwei Kreise – die Basis des ökonomischen Donuts. Der äußere Kreis bildet ökologische Grenzen innerhalb der Kommunen ab – wie Abfallproduktion, Belastung der Böden, Artenvielfalt. Der innere Kreis steht für menschliche Bedürfnisse, die durch das NELA in vier Kategorien eingeteilt wurden. Als Referenz hierfür dient die Stadt Amsterdam, wo der Donut als nachhaltiges Stadtentwicklungsleitbild bereits seit einigen Jahren etabliert ist.

Die Kategorien des inneren Kreises lauten entsprechend:

- Wohlbefinden als Zustand, in dem die persönlichen Bedürfnisse nach Wasser, Nahrung, Wohnen und Gesundheit gedeckt sind. Auf kommunale Ebene übertragen bedeutet dies beispielsweise, dass ausreichend bezahlbarer Wohnraum vorhanden ist.
- Verbundenheit als Möglichkeit, mit anderen Menschen in sozialen Austausch und Beziehung treten zu können, beispielsweise über funktionierende Mobilitäts- oder digitale Strukturen, Gemeinschaft und Kultur. Konkret sind hierbei funktionierende und barrierefreie öffentliche Verkehrsmittel von Nöten. Außerdem werden öffentliche Räume gemeinsam mit der Stadtgesellschaft gestaltet.
- Empowerment als Möglichkeit zur gesellschaftlichen Teilhabe, die unabhängig von Geschlecht, Alter, Ethnie und sexueller Orientierung besteht. Friede und Gerechtigkeit sind hierfür eine notwendige Voraussetzung. In einer Kommune, die diese Kategorie erfüllt, gibt es beispielsweise Aufzüge oder Rampen an allen öffentlichen Gebäuden.
- Befähigt zu sein bedeutet, über Mittel zur Verfügung, um eigene Ziele zu verfolgen. Notwendig hierfür sind beispielsweise ein Einkommen und Bildungsangebote, die in der Praxis beispielsweise in ausreichender Zahl und allen Menschen, insbesondere Kindern aus eingewanderten Familien, zur Verfügung stehen müssen.

biennale der urbanen landschaft

Doch wie stehen äußerer und innerer Kreis nun in Bezug? Das zeigt sich am Beispiel von Frau Müller, die in einem Supermarkt angestellt ist und in einer wachsenden Kommune lebt. Der Mangel an Wohnflächen treibt hier die Preise auf dem Wohnungsmarkt immer weiter in die Höhe, was zu sozialen Konflikten durch Verdrängung führt. Frau Müller kann ihre Miete nicht mehr zahlen und findet keine neue Wohnung. Der innere Ring des Donuts gerät aus der Bahn. Die Kommune reagiert nun mit dem Bau neuer Wohnungen – für die Böden versiegelt werden und Wälder verschwinden. Zubetonierte Böden wiederum steigern das Risiko für Überschwemmungen. Außerdem kann die Kommune die Beheizung neuer Wohnungen noch nicht komplett über erneuerbare Energien abbilden – der Donut verliert seine runde Form, tritt nach außen und übersteigt die Grenzen des Wachstums. Wirtschaften nach dem Donut-Modell bedeutet, dass an einer Lösung gearbeitet werden muss, die Frau Müller eine bezahlbare Wohnung verschafft – und zwar ohne die Versiegelung neuer Flächen. Hier gilt es, mit kreativen Lösungen anzusetzen – beispielsweise über Umnutzungen im Bestand.

NELA entwickelt und realisiert gemeinsam mit Unternehmen Politik und Zivilgesellschaft solche Konzepte für eine sozial gerechte, klimapositive und kooperative Wirtschaft. Das Donut-Projekt ist stiftungsgefördert und befindet sich gerade in der Schlussphase, in der die ersten Ergebnisse vorgestellt werden. Auf der Biennale war das eine öffentlich zugängliche und interaktive Methoden-Toolbox, die unter anderem eine frei nutzbare Präsentation mit Erklärungen zum Donut-Modell bereithält, außerdem praktische Checklisten, beispielsweise zur Initiierung eines Radentscheids oder der Gründung einer Energiegenossenschaft.

Wer sich für das Donut-Modell interessiert, ist herzlich eingeladen, sich einen Überblick über die Methoden zu verschaffen und das Material in seiner eigenen praktischen Arbeit anzuwenden – ob im zivilgesellschaftlichen, kommunalen oder wirtschaftlichen Kontext ([LINK](#)). Das NELA-Team freut sich nun im nächsten Schritt auf die Zusammenarbeit mit der Stadt Bad Nauheim, die den Donut jüngst in ihre Stadtentwicklung implementiert hat.

Text: Sonja Broy

Wer, wie, Wasserwende?

Viele gute Gründe sprechen für Leitungswasser!

Mit Alexandra Jaik, a tip: tap e.V.

a tip: tap - ein Name, der Programm ist: Der gemeinnützige Verein, der deutschlandweit aktiv ist und Gelsenkirchen-Ückendorf zu einem seiner zwölf Programm-Quartiere erklärt hat, setzt sich für eine "Wasserwende" ein. Und hat gleich mehrere Argumente und Tipps rund um den Konsum von Leitungswasser parat, die Alexandra Jaik, Koordinatorin des Teams Zukunft NRW, mit zur Biennale brachte.

Die offensichtlichsten Gründe für den Umstieg von der Flasche zum Hahn: Leitungswasser spart Verpackungsmüll, hat eine Top-Qualität, ist bequem, spart CO2 und Geld. Gerade in Bezug auf den letzten Punkt macht a tip: tap eine durchaus beeindruckende Rechnung auf: Ein Drei-Personen-Haushalt, in dem pro Person und Tag je 1,5 Liter Wasser getrunken werden, landet bei einem Jahresverbrauch von 1.642 Liter. Multipliziert mit 70 Cent pro Liter stillem Mineralwasser ergibt sich ein Preis von 1.149 Euro pro Jahr. Demgegenüber stehen bei Kosten von 0,5 Cent pro Liter Leitungswasser Ausgaben von nur rund 8 Euro pro Jahr - eine Ersparnis von über 1.000 Euro im Drei-Personen-Haushalt.

Die Wasserwende wiederum besteht aus vier Elementen:

- Bildung, zum Beispiel über Projektstage rund um das Thema Leitungswasser in Schulen.
- Beratung, zum Beispiel zum Umstieg auf Trinkwasser am Arbeitsplatz.
- Kontakt, zum Beispiel über Vorträge und Beantwortung von Fragen Interessierter.
- Der Schaffung von Trink-Orten, zum Beispiel über die Initiierung von Trinkbrunnen oder der Ansprache von Lokalen, die kostenfreies Nachfüllen von Wasserflaschen anbieten.

Was Leitungswasser-Enthusiastin Alexandra auf immer wieder geäußerte Bedenken zur Qualität der Leitung zuhause antwortet? Zum einen ist Trinkwasser eines der am strengsten kontrollierten Lebensmittel Deutschlands. Bis zum Hausanschluss ist die Top-Qualität also sichergestellt. Wer auf den letzten Metern zuhause Rohre hat, die nach 1973 eingebaut wurden, hat ebenfalls kaum Grund zur Sorge: Bleileitungen wurden zu diesem Zeitpunkt endgültig verboten. Wer trotzdem am Hahn noch hadert, kann einen Bleitest buchen, der rund 25 Euro kostet - wobei es sich durchaus lohnen kann, beim örtlichen Wasserversorger zu fragen, ob dieser nicht sogar kostenfrei angeboten wird.

biennale der urbanen landschaft

Vom Filtern mit Aktiv-Kohle rät a tip: tap übrigens ab: "die Qualität des Filters ist schwer zu kontrollieren, häufig werden diese nicht oft genug gewartet, beziehungsweise gewechselt und verursachen noch dazu Müll, den wir ja vermeiden wollen", so Alexandra. Auch für alle, die es genau wissen wollen, hat sie noch einen Tip zur Hand: Wer die Höhe der enthaltenen Mineralien an seinem heimischen Wasserhahn genau wissen will, sollte die Website des örtlichen Wasserversorgers prüfen. Oftmals findet sich hier sogar eine bis auf die Straße genaue Übersicht.

a tip: tap freut sich immer über Engagierte für Klimaschutz und Trinkwasser und neue Partner:innen im Wasserquartier. Mehr Informationen unter www.wasserwende.org/gelsenkirchen oder per Mail (gelsenkirchen@tiptap.org).

Text: Sonja Broy

Lieber Wir als alleine! Bau dir ne Bank

Mit Frank Münter, Transition Town Essen

Wer mal klare Kante zeigen wollte, der war bei Frank Münter unterm Zelt vor dem Wissenschaftspark genau richtig: Dort konnte man ein Möbel bauen „wie die Menschen im Ruhrgebiet: Klare Kante statt Rumgeeier“. Wenn das keine Ansage ist! Und so kamen denn auch die Unentwegten, die sich weder vom Regen noch von handwerklichen Zaudereien zurückhalten ließen und bauten sich eine Bank. Aus Holzresten, in einfachem und klugem Design, gleich zum Mitnehmen und Auseinanderbauen für den Transport auf dem Fahrrad oder im ÖPNV... und dann auch für jede Veranstaltung zum Mitbringen, zum Draufsitzen zu zweit, zum Draufstellen beim Konzert. „Die Leute melden sich nach Jahren und erzählen, dass sie schon fünfmal umgezogen sind und alles Mögliche ausgemistet haben – aber die Bank ist immer noch dabei“, erzählt Macher Frank. Daran sieht man es wieder: Wert entsteht durch Selbstmachen. Das, was man selbst gebaut hat, dazu hat man einen Bezug und entsorgt es nicht bei nächster Gelegenheit auf dem Sperrmüll. Digital Detox zum Draufsetzen.

Text: Nadja Grizzo

Quartier mit Ü – Lebendige Nachbarschaft

Lebendige Nachbarschaft: Wir schauen nach vorne in Ückendorf!

Mit Petra Eickhoff und Stephan Geffers, Part-O

Partizipation, Bürger:innenbeteiligung, Co-Kreation – so wichtig sie meistens sind, so sehr sind diese trendigen Buzzwords leider viel zu oft Deckmäntelchen für die Rechtfertigung von Entscheidungsprozessen. Zudem machen sich Entscheidungsträger:innen in ganz Europa Gedanken, wie man zu mehr bürgerschaftlichem Engagement gelangt, um demokratische Prozesse besser in der Gesellschaft zu verankern. Kaum ist man sich bei der Theorie einig, da wackelt schon das riesige „Aber“ der Umsetzung ins Bild.

Umso hoffnungsvoller stimmt es einen, wenn man mit den Macher:innen von parto spricht. Stephan Geffers und Petra Eickhoff haben sich waschechte Partizipation auf die Fahnen geschrieben. Mitten in Gelsenkirchen-Ückendorf, mitten im Transformationsprozess, mitten im Leben. Ziel des Vorhabens „Neue Lebensadern in Ückendorf“ ist es, neue Impulse in der Stadtteilarbeit zu setzen, Bürger:innen zu aktivieren, niederschwellige Beteiligung zu ermöglichen und miteinander neue Aktivitäten zu beginnen. Das persönliche Ziel der parto Mitarbeiter:innen: „Wir wollen uns selbst überflüssig machen.“ Aber vorher stand und steht ein ganzes Stück Arbeit an. Über 40 Vier-Augen-Gespräche haben die beiden geführt, um sich erst mal ein Bild von den Knackpunkten im Quartier zu machen. Es folgten im Auftrag der Stadt Gelsenkirchen erste Zusammenkünfte, wo Anwohner:innen einander begegnen konnten, Zukunftswerkstätten mit 120 Menschen, die dann unter anderem in einem virtuellen Raum mündeten, den die engagierten Bürger:innen frei nutzen können, ohne jemanden fragen zu müssen. Auf diese Weise entstanden Zusammenschlüsse für eigenständige Aktionen der Akteur:innen aus der Nachbarschaft. Am 17. September 2022 wurde der „Tag der Nachbarschaft“ an sechs Stationen mit Aktionen aus der Bürgerschaft heraus begangen. Ein großartiger Erfolg.

Mit Erzählbüffets im Quartier gelang es parto auch, arabische und türkische Frauen zu aktivieren. Auch Kinder zählen zu den Teilnehmer:innen der kleinen Runden von 9-12 Personen. Man sitzt um einen Tisch, es gibt ein grobes Thema und jede:r erzählt eine Begegnung, ein Erlebnis, das ihnen dazu einfällt. Dabei kommen sehr berührende Geschichten zutage, aber auch Erinnerungen von Flucht und Vertreibung, von Diskriminierung und sozialer Härte. Niemand wird unterbrochen, jede:r kann sich den Raum nehmen. Und so entsteht Verbindung und Verbundenheit, Lust, sich einzubringen und Engagement für das, was das eigene Wohnquartier sein soll: ein Stück Heimat, die man gemeinsam lebenswerter und grüner gestalten will – egal woher man kommt.

Text: Nadja Grizzo

Wildkräuter-Tour – Was hier so alles wächst

Mit Manuela Sass, Manu-to-go

„Bitter im Mund ist für den Magen gesund“, zitierte Reise- und Gästeführerin Manuela Sass gleich eine passende Weisheit zu ihrer Wildkräuter-Tour. Die Teilnehmer:innen brauchten auch gar nicht weit zu gehen. Gleich vor dem Wissenschaftspark hielten sie gemeinsam die Augen fest auf den Boden gerichtet und wurden fündig: Brennnessel mit Omega3-Fettsäuren in den Samen, Beifuß und Hagebutten, Huflattich für Tees und Spitzwegerich gegen Husten und als Wundauflage, Gundermann, um Schwermetalle auszuschwemmen, Schafgarbe und Goldrute bekamen die Teilnehmenden nicht nur als Namen um die Ohren, sondern auch als Erlebnisbeispiele von der Hand in den Mund. Zur Belohnung hatte Manuela auch einige Leckereien vorbereitet, die den Gundermann im Schokoladenmantel zum köstlichen After-Eight-Ersatz verwandelten und die Brennnesselsamen statt teurer und unökologisch von weit her eingeflogenen Chiasamen in köstlichen Kraftkugeln präsentierten. „Halden“, so Manuelas Tipp, „sind ganz tolle Kräutersammelstellen!“ Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute wächst so nah. So ähnlich hatte es ja auch schon Goethe gewusst...

Text: Nadja Grizzo

Grüne Stadtentwicklungsprojekte

Wie kommt ein Acker aufs Parkhausdach?

Und was, bitte, ist ein Klimagarten?

Nacheinander erzählten Mario Pohlig vom Architekturbüro RaumstarArchitekten aus Berlin und Florian Hübner, Umwelt- und Klimaschutzbeauftragter im Amt für Stadtentwicklung, Umwelt und Verkehr der Stadt Schwerte von den beiden grünen Stadtentwicklungsprojekten.

Acker aufs Dach!

Boden für Gartenprojekte ist in Berlin teuer und rar. Dabei gibt es weit über tausend Flachdächer von Parkhäusern und Einkaufszentren, zum großen Teil ungenutzt sind. Das Architekturbüro RaumstarArchitekten hat sich zum Ziel gesetzt, urbane Gärten aufs Dach zu bekommen. Mario Pohlig stellte einen Planungsentwurf in Berlin-Schöneberg vor, über den in diesen Tagen entschieden wird. Wir drücken die Daumen, dass dieses großartige Projekt umgesetzt wird und viele weitere folgen.

Zunächst einmal sind da die technischen Voraussetzungen zu beachten: Ein Parkhausdach ist nicht so stabil wie man denkt – deshalb muss man bei den Erdmengen oben genau kalkulieren. Im Schöneberger Projekt sollen ca. 30 cm Erde eingebracht werden. Genug, um auch Möhren anbauen zu können. Die Voraussetzungen für die Eignung einer Nutzung als Gemeinschaftsgarten liegen vor allem im Brandschutz, der Statik, der Öffentlichkeit (wie viele Leute dürfen sich gleichzeitig aufhalten), Fluchtwege und Absturzsicherung, Eigentumsverhältnisse.

Der urbane Garten auf dem Parkhausdach in Schöneberg wird – so er gebaut wird – mit einem Acker versehen und weiteren (Hoch-)Beeten, einem Gewächshaus, Kompost, grünem Klassenzimmer und Küche. Er ist als Schlüsselgarten konzipiert – es gibt also Freiwillige, die die Schlüssel haben, den Garten pflegen und beernten, Veranstaltungen mit Schulklassen etc. dort durchführen. Eine Zeitlang werden die Freiwilligen durch zwei Gärtnereien unterstützt, die sich auch mit Urban Gardening-Gruppen auskennen. Ziel ist es, dass sich ein Verein gründet und die gesamte Pflege und Ernte übernimmt. Die Gärtnereien sind von Anfang an mit eingeplant worden und den Bauherr:innen als Folgekosten bewusst.

Für die Bewässerung wird ein Brunnen und Rigolen mit einem Volumen von 55m³ angelegt. Das ist langfristig (auf 10 Jahre gerechnet) die kostengünstigste Alternative zu Trinkwasserbewässerung und Regenwasser in die Kanalisation oder einem Regenwasserspeicher und den Überlauf in die Kanalisation abzuleiten.

Insgesamt werden sich die Baukosten auf 470 EUR pro Quadratmeter belaufen.

biennale der urbanen landschaft

Klima- was? Klimagarten!

Florian Hübner stellte die Planungen der Stadt Schwerte vor, auf einer Fläche an der Ruhr und mit Anschluss an den Ruhrtalradweg, einen Klimagarten zu schaffen. In dem Areal sollen Klimaschutz und Klimaanpassung eine anschauliche Rolle spielen. Der Garten kann sich in die vorhandene grün-blaue Infrastruktur einfügen und die Besucher:innen und Anwohner:innen für den Klimawandel und die erforderlichen Maßnahmen sensibilisieren.

Auf besonderen Wunsch der Anwohner:innen durch die Bürger:innenbefragungen (und einem Bürger:innen-Workshop zusammen mit den Urbanisten e.V.) wird es auch Schaugärten geben. Sie werden anschaulich und leicht nachzumachen darstellen, was jede:r Einzelne tun oder eben auch lassen kann, um den heimischen Garten klimaresilienter, aber auch als Beitrag zum besseren Mikroklima und zur Biodiversität in der Nachbarschaft zu gestalten. Es geht also auch um Wissensvermittlung und um die Verbesserung des Mikroklimas.

Das Areal an sich scheint ideal. Es besteht aus einer kaum genutzten und kaum wahrgenommenen Streuobstwiese, einer landwirtschaftlichen Fläche, einem Babywald, in dem Bürger:innen für jedes Neugeborene einen Baum pflanzen können und einem geschützten Landschaftsteil, der Ruhraue.

Als Ziel für den Klimagarten sollen die vorhandenen Strukturen eingebunden und aufgewertet werden:

- Erschließung der Streuobstwiese z.B. durch Mähen und Freilegen einzelner Flächen und Wege, so dass man an das Obst auch kommt, ohne sich mit der Machete durch hüfthohes Gestrüpp schlagen zu müssen.
- Die landwirtschaftliche Fläche wird mit Aufenthaltsqualitäten aufgewertet – z.B. durch einen Pavillon, der auch zur Regenwassersammlung dient, Ladeinfrastruktur für E-Bikes etc.
- Der Babywald soll sichtbar werden und die Baumpflanzungen durch die Bürger:innen ermutigt werden.
- Zur Ruhraue soll es bessere Informationen geben und den Hinweis auf den Klimagarten.

Bis es aber so weit ist, wird noch ein Weilchen vergehen. Ab 2024 soll das Gelände umgestaltet werden. Und dann heißt es nicht mehr Klima- was? Sondern sehr stolz: Kennst du schon den Klimagarten in Schwerte? Muss man hin! Am besten auf dem Drahtesel entlang des Ruhrtalradwegs.

Text: Nadja Grizzo

Naturerfahrungsräume für Kinder

Eigenständiges Spiel und eigenständige Mobilität / Wildnis für Kinder

Mit Dr. Christiane Richard-Elsner, vom ABA Fachverband – Offene Arbeit mit Kindern und Jugendlichen e.V.,

Barbara Pflips von der Biologische Station Östliches Ruhrgebiet e.V., Landschaftsarchitektin und Annette Eberth-Keil von Querwaldein e.V.

Lange Zeit wurde das Draußen-Spielen als niedlich belächelt. Im Nachgang zur Pisa-Studie ging es fast ausschließlich um Bildung im Sinne von Mathe und Englisch. Durch die aktuelle Nachhaltigkeitsdebatte wird die Umweltbildung und Umwelterfahrung von Kindern ernster genommen. „Jetzt, wo es brennt, kommen die Ideen und Konzepte auf den Tisch – dabei gibt es sie schon seit Jahrzehnten“, so eine der Workshopleiterinnen.

Bei mehreren ineinandergreifenden Veranstaltungen ging es um das Thema Kinder und Jugendliche in der urbanen Landschaft. Die Referentinnen kamen kaum dazu, ihre Präsentationen zu halten – die Workshopgruppe fiel bereits während der Vorträge mit Fragen und Bemerkungen ein, und es entstand ein sehr konstruktiver Austausch.

Die Bandbreite reichte von der Frage nach sicheren Wegen und Orten für die eigenständige Mobilität und das freie Spiel von Kindern und Jugendlichen in der urbanen Landschaft und mit welchen Herausforderungen die engagierten Vereine und Organisationen konfrontiert sind.

Die liegen in einer so dicht besiedelten urbanen Landschaft wie dem Ruhrgebiet auf der Hand. Ein Kind allein auf den Schulweg zu schicken, ist bei dem hohen Verkehrsaufkommen ohnehin schwierig. Und Wildnis für Kinder zu schaffen, ist ebenfalls ein Abenteuer – allein das Müllthema wurde sehr ausführlich diskutiert. Leider verhindert Müll oft, dass Flächen, ob Grünanlagen, Brachflächen oder Waldstücke zum freien Spielen genutzt werden. Die Frage: Müll aufsammeln oder nicht?, wurde kontrovers besprochen. Einerseits macht es das Problem „unsichtbar“, wenn der Müll immer wieder verschwindet, andererseits müssen die Betreuer:innen der Aktionen auch die Sicherheit der Kinder berücksichtigen und können nicht auf eine Stadtverwaltung warten. Vandalismus ist leider auch ein Thema.

Dazu kommen Ängste seitens der Eltern – einerseits aufgrund der oben genannten tatsächlichen Gefahren, andererseits sind sie selbst oft nicht gewöhnt, in den Wald oder in die „Wildnis“ zu gehen, und diffuse Ängste kommen auf.

biennale der urbanen landschaft

Eine interessante Theorie dazu, warum Eltern heute viel ängstlicher sind, ihre Kinder zum freien Spiel loszulassen, postuliert, dass wir uns medial an angelsächsischen Vorbildern (Großbritannien und USA) orientieren. In diesen Ländern ist aber bereits das Kind, das unbeaufsichtigt spielt oder eigenständig unterwegs ist, ein Grund zur Anzeige wegen Vernachlässigung. Das könnte einen Einfluss auf die Haltung der Eltern haben.

Die Referentinnen, die mit Kindern und Jugendlichen in den Wald oder in größere „Wildnisflächen“ gehen, berichten, dass es Kinder gibt, die noch nie im Wald waren, die sich vor den Lebewesen dort ekeln oder sich vor ihnen fürchten. Vor allem Kinder mit Migrationshintergrund – aber nicht nur – haben solche „lilli, wie eklig“-Momente oder kommen in unangemessener Kleidung und mit weißen Turnschuhen in den Wald.

Es braucht manchmal zwei oder drei Anläufe, bis die Kinder das Spielen im Matsch als Spaß empfinden und ins eigenständige Entdecken kommen. Oft müssen die Begleiter:innen erst einmal die Erwartung bei den Kindern durchbrechen, „bespaßt“ zu werden. „Und was machen wir jetzt?“, ist die häufige Frage. Eigenständiges Spielen muss teilweise erst wieder erlernt werden.

Die positiven Aspekte liegen ebenfalls auf der Hand. Bewegung an der frischen Luft, aber vor allem eigenständiges Entdecken, Spielen und Toben. Dazu schafft man Selbstverständlichkeit für Naturschutz. Es gibt z.B. nicht nur „Vögel“, sondern ganz viele verschiedene Arten Vögel und ihre Rufe und Gesänge, Freß- und Brutbedürfnisse usw.

Ziel der Arbeit aller drei Referentinnen – Dr. Christiane Richard-Elsner, vom ABA Fachverband – Offene Arbeit mit Kindern und Jugendlichen e.V.,

Barbara Pflips von der Biologische Station Östliches Ruhrgebiet e.V., Landschaftsarchitektin und seit vielen Jahren in der Umweltbildung tätig und

Annette Eberth-Keil von Querwaldein e.V. –

ist, dass Kinder mehr Raum und Rechte in der urbanen Landschaft erhalten und eigenständig „Naturerlebnisräume“ zum freien Spiel nutzen können.

Zusammenfassung – Es braucht in der urbanen Landschaft...

- ein kinderfreundliches Wohnumfeld – sichere Wege für eigenständige Mobilität und Spielorte – nicht Spielplätze
- dass Kinder auf den Flächen des öffentlichen Raums präsent sind und der ganze Raum als Spielort gedacht wird
- Ganztagsbetreuung, Kindergärten etc., in denen freies Spiel und Bewegung eine große Rolle spielen
- dass Eltern ermutigt werden, wieder weniger ängstlich zu sein

Und weiter:

- Naturerfahrungsräume als Flächenkategorie sind gesichert und gesetzlich verankert – aber es ist nicht ausreichend bekannt bei Planer:innen, Politik und Verwaltung
- Kinder und Jugendliche müssen in den Planungsinstrumenten präsent werden

biennale der urbanen landschaft

- Kinder in der Planung der Zukunftsräume mitdenken – Naturräume schaffen und erhalten
- Es ist gut, dass mehr Naturschutzflächen ausgewiesen werden. Aber wenn man die Wege nicht mehr verlassen darf, werden Kinder aus der Natur ausgesperrt

Text: Nadja Grizzo

Woher kommt das (Stadt-)Blau für das Stadtgrün?

Mit Bernd Eisenberg, TU München

Wer „grün“ sagt, muss auch „blau“ sagen. Oder vielleicht so: Wenn wir mehr Grün in der Stadt brauchen, muss auch mehr Wasser her, um das Grün grün zu halten. Wie man bei der Bewässerung von Stadtgrün Trinkwasser schonen und Alternativen einsetzen kann, erforschte Bernd Eisenberg als Projektleiter mit seinem Team im Forschungsprojekt INTERESS-I, das er am Sonntagmorgen bei der Biennale der urbanen Landschaft vorstellte.

Das Projekt INTERESS-I erarbeitet seit 2018 für Stuttgart und Frankfurt integrierte Strategien, Konzepte, Entwürfe und konkrete Umsetzungen für blau-grüne Infrastrukturen.

Fazit der Studie vereinfacht: Es gibt viele alternative Wasserressourcen, die zur Bewässerung genutzt werden könnten – statt Trinkwasser. Und viele davon sind relativ unaufwändig zu bewerkstelligen. Lauter gute Nachrichten, die Bernd Eisenberg anschaulich erläuterte. Wer es online nachlesen möchte: Aus der Studie wurde ein Leitfaden Integrierte Planung blau-grüner Infrastruktur

<https://mediatum.ub.tum.de/1638459> und die Website des Projekts bietet auch einen knapp 8-minütigen Film, der alles gut erklärt <https://vimeo.com/657816777>

Wenn wir an Stadtgrün denken, gehen wir zunächst einmal vom öffentlichen Grün aus. Aber immerhin 40% des Grüns in der Stadt sind tatsächlich in privater Hand. Und auch hier gilt es, Alternativen zur Bewässerung aus der Trinkwasserleitung zu finden. Denn jedes Grün trägt zum Mikroklima in der Stadt bei, egal in wessen Besitz es ist.

Zudem sprechen die Wissenschaftler:innen von einer „doppelten Wasserlücke“. Durch den Klimawandel verringert sich die Wasserverfügbarkeit und damit auch das Grünvolumen und die Kühlwirkung – gleichzeitig brauchen wir aber wegen der Effekte des Klimawandels mehr Grünvolumen als ohnehin schon (vor der Reduzierung) da war und brauchen auch mehr Kühlung.

Bernd Eisenberg stellte kurz die unterschiedlichen Begrünungsmöglichkeiten an Gebäuden vor, wie vertikale Bepflanzungen, Dachbegrünung aber auch „halbe Bäume“, die sehr dicht am Haus stehen und auf der Hausseite frei von Ästen gehalten werden, während sie auf der anderen Seite frei wachsen können. Auf freistehende Gestelle mit vertikaler Begrünung sind möglich, die in Siedlungen Kühlung bringen können. Die eigentliche Frage war aber, wie man das alles bewässert.

Dazu bauten die Wissenschaftler:innen einen Prototyp mitten in der Stadt. An einem Containerbau, in dem Arbeiter für Stuttgart 21 temporär wohnen, bauten sie eine Art Gerüst an die Container, an denen Pflanzen ranken konnten. Die Kühleffekte hinter diesen grünen Fassaden waren eindeutig messbar. Dann wurde eine Sickergrube gebaut, in der verschiedene Arten Sand und Pflanzen das Grauwasser (also das Abwasser aus den Duschen der Containerwohnungen) filterten und zum Gießen der Fassadenpflanzen zurückführten.

Daneben wurde eine oberirdische Zisterne zum Auffangen von Regenwasser gebaut. Aus dem überschüssigen Wasser konnte auch eine nahegelegene Urban Gardening-Anlage bewässert werden. Das Ganze wirkte sehr einfach, war kostengünstig, nahm nur wenige Quadratmeter Platz ein – und war rückbaubar.

An diesem Beispiel ließ sich leicht erkennen, dass es essenziell wichtig ist, Regenwasser klug zu nutzen und nicht einfach in die Kanalisation abfließen zu lassen. Und dass es recht einfach ist, eine natürliche Filteranlage für Grauwasser zu bauen.

Weitere Erkenntnisse aus der Studie:

- Alternative Wasserressourcen finden sich überall – punktuell und flächig
- Informationen zu Quantität und Qualität fehlen häufig
- Ausschlaggebend für die Einschätzung der Nutzbarkeit sind:
 - Aufbereitungs(-aufwand)
 - Speicherung und Pufferung
 - Bewässerung und / oder sonstige Brauchwassernutzung

Eine Befragung der Wohnungsbaugesellschaften durch die Wissenschaftler:innen zeigte erneut, dass hier sehr konservativ gedacht wird, oft nur Kostenvermeidung im Vordergrund steht, und das Schlimmste ist: man will nicht wissen, was, selbst mit geringem Aufwand, getan werden könnte. Zitat Mitarbeiterin der Abwasserwirtschaft: „Satzungsgemäß sind wir nicht für das Speichern von Wasser zuständig.“

Das ist nicht nur für die Wissenschaftler:innen äußerst frustrierend, sondern ist eine Position, die es so nicht mehr geben darf. In der Diskussion war man sich einig, dass es hier Satzungsänderungen geben muss, um Wasserretention zu einer Aufgabe der Abwasserwirtschaft und der Wohnungsgenossenschaften zu machen.

Eine Zukunftsvision, die sich aus der Diskussion ergab: Ein gut designtes Baukastenprinzip, mit dem jede:r sich Elemente für vertikale Begrünung an den Balkon oder ans Haus hängen oder stellen kann und ein Bau-Set für eine einfache Filteranlage für Brauchwasser.

Und eine großartige Idee der Wissenschaftler:innen der Studie, die noch nicht umgesetzt werden konnte: Eine oberirdische Zisterne als Boulder zu verkleiden, so dass auch noch ein Spiel- und Kletterbereich entsteht.

biennale der urbanen landschaft

Bernd Eisenberg war Postdoc an der Technischen Universität München, Professur Green Technologies in Landscape Architecture an der Universität Stuttgart, Institut für Landschaftsplanung und Ökologie. Er war Initiator und Projektleiter des bis Januar 2022 vom BMBF-geförderten Forschungs- und Entwicklungsprojekts INTERESS-I, Integrierte Strategien zur Stärkung urbaner blau-grüner Infrastrukturen (www.interest-i.net).

Text: Nadja Grizzo

Naschplätze am Schlaraffenband

Mit Barbara Schormann-Lang, Ernährungsrat Essen
Veronika Nickl, EssBO!Ernährungsrat Bochum und
Stephanie Stiehm, lala.ruhr

Ess- und trinkbare Radwege durch das Ruhrgebiet: Das „Schlaraffenband Ruhr“ möchte dazu einladen, auf den Radwegen der Metropole Ruhr, u.a. am Emscherradweg, Ruhrtalradweg und dem entstehenden RS1, an zahlreichen „Naschorten“ eine Genusspause einzulegen, sich auszuruhen, die Trinkflasche mit klarem Wasser aufzufüllen und sich an Obstbäumen, Nussgehölzen, Beerensträuchern und essbaren (Wild-)kräutern zu stärken.

Doch: Wie sieht ein typischer Naschort des Schlaraffenbands Ruhr aus und welche Elemente sind für diese Orte besonders wichtig? Mit dieser Frage beschäftigte sich der Workshop „Naschplätze am Schlaraffenband“ auf der Biennale der urbanen Landschaft. Die fachkundigen Teilnehmer:innen entwickelten knetend, klebend, schneidend und mit viel Witz drei essbare Landschaften mit Fahrradwegen, Hochbeeten, Gemüsegärten, Schattenspendern, verschiedenen Vegetationszonen, Sitzmöbeln, Hängematten, Informationsschildern, Spielplätzen, Wasserspeichern und Trinkbrunnen. Als Maßstab dienten kleine Fahrräder, die nach ca. zwei Stunden gemeinsamen Werkelns durch die drei sehr unterschiedlichen Modelle radeln konnten. Die drei Gruppen mit der geballten Kompetenz von u.a. Landschaftsarchitekt:innen, Gärtner:innen und Bühnenbildner:innen ließen sich inspirieren von einer Vielfalt an Gestaltungsmaterialien wie Pflanzenteile, Holzstücke, Knete, Filzwolle, Lötstangen, Stoff- und Teppichreste und Tannenzapfen; Muttern wurden zu Trinkbrunnen und Eisstiele zu Zäunen. Austausch und vor allem das gemeinsame Tun führten zu drei fantastischen Radlertraumnaschorten. So unterschiedlich die Gestaltungsvorschläge auch waren, wurde dennoch ein gemeinsames Zeichen der Zugehörigkeit entwickelt: eine aufgesteckte Kugel, die die Naschorte des Schlaraffenbands wie an einer Perlenkette sichtbar und identifizierbar macht.

Text: Nadja Grizzo

Upcycling-Workshop: Aus alt mach besser!

Mit Sarah Neuwirth, Woodcabin Clothing

Das war ein buntgemischter Anblick, der sich im Workshop von Sarah Neuwirth von Woodcabin auf der Biennale bot: Neben den zu erwartenden Bastlerinnen, hatten sich auch einige Jungs zwischen 10 und 13 Jahren aus der Nachbarschaft eingefunden, die alle gemeinsam eifrig schnippelten und klebten, was das (Flick-)Zeug hielt. Denn vornehmlich kamen alte Fahrradschläuche unter die Schere. Auf die Frage, was sie denn da bastelten, antwortete die Jungenschar so einstimmig wie einsilbig: „Kette.“ Na, dann dürfte der Planet ja bis auf Weiteres vor Fahrradschläuchen gerettet sein.

Es war eine sehr andächtige und hochkonzentrierte Atmosphäre, bei der einige wirklich schöne Schmuckstücke produziert wurden. Abfallvermeidung mal ganz in edel.

Text: Nadja Grizzo

Die Emscher-Walnuss

Ein Pilotprojekt zu neuer urbaner Landwirtschaft

Mit Sarah Rissel, Insane Urban Cowboys e.V., Tiegler Nussstand, B. Just Bread, Julian Liebert

Auf dem Biennale-Außengelände gab es am Wochenende der Vielfalt allerlei zu entdecken – auch ein Stand, der über einen Aufsteller mit frischem Walnussbrot und einer Kiste voller frisch geernteter Walnüsse lockte. Und die wurden nicht etwa importiert, sondern stammen aus einem Quartiersgarten in der Nachbarschaft, wo der Gelsenkirchener Verein „Insane Urban Cowboys“ (IUC) vor zwei Jahren den ersten Walnussbaum gepflanzt hat – vor dem Hintergrund, dass Walnüsse klimaresistent, pflegeleicht und nahrhaft sind. Dennoch werden sie in Deutschland bisher größtenteils importiert – teuer und wenig nachhaltig.

Über eine Integration in das Forschungsprojekt Urbane.Produkt.Ruhr, an dem auch die Wirtschaftsförderung Gelsenkirchen beteiligt war, wurde das Thema im vergangenen Jahr um ökonomische Aspekte ergänzt – so bietet eine „Emscher-Walnuss“ auch Potenzial zum langfristigen Aufbau lokaler Wirtschaftskreisläufe und damit zur Schaffung neuer Arbeitsplätze. Walnuss-Öl aus dem Ruhrgebiet, lokales Nuss-Brot (B. Just Bread als lokales Unternehmen hatte eigenes eine Proben-Charge für die Biennale produziert), Liköre, Nuss-Märkte – das Entwicklungspotenzial ist groß, sobald sich lokale Anbau-Cluster aufbauen lassen.

Dementsprechend verfolgt das Projekt „Emscher-Walnuss“, das die IUC in Kooperation mit lokalen Partner:innen aus Wirtschaft, Landschaftsplanung und Verwaltung weiterführen, zwei Ansätze: Den Aufbau von kleinen nachbarschaftliche betreuten Quartiersgärten, die von interessierten Nachbar:innen betreut werden und die Einbindung von Landwirt:innen, die in Besitz größerer Anbauflächen sind und neue Perspektiven erhalten.

Nicht zu vernachlässigen ist außerdem der ökologische Aspekt: Walnussbäume können einen effizienten Beitrag zur Begrünung von Gelsenkirchen und weiterer Ruhrgebietsstädte leisten. Da sie weniger anfällig für Krankheiten und Hitze sind, entlastet ihre geringe Pflegeintensität die Kommunen. Zudem fördern die Bäume die Biodiversität, denn sie bieten in ihrem Umfeld zahlreichen Tier- und Pflanzenarten Lebensraum.

Wer mehr über das Projekt Emscher-Walnuss erfahren oder sich aktiv einbringen will, kann sich melden unter info@insaneurbancowboys.de (Ansprechpersonen: Sarah Rissel, Roman Milenski).

Text: Sonja Broy

Freiraum fürs Quartier!

Mit Martina Nies, herdenintelligenz

Damian Jordan, Friedrich-Ebert-Stiftung Landesbüro NRW

Benjamin Melzer, WerkStadt PACT Zollverein

Alexandra Jaik, a tip: tap e.V. | botopia e.V.

Glenn Reicher, LEERSTAND kitev e.V.

Gemeinschaftlich organisierte Freiräume im Quartier sind gelebter Raum für Demokratie, Raumexperimente und Stadtentwicklung. Auf der Biennale kamen Vertretende von Initiativen aus unterschiedlichen Städten ins Gespräch über ihre Orte, die Entwicklung und Organisation sowie die individuellen Herausforderungen. Mit dabei: Glenn Reicher (Projektraum: LEERSTAND, betrieben vom Verein kitev im Oberhausener Hauptbahnhof), Alexandra Jaik (raum.9 des Botopia e.V.), Benjamin Melzer (Projektleitung WerkStadt von PACT Zollverein), Martina Nies (Fachgeschäft für Stadtwandel, Essen) und Damian Jordan (Referent für politische Bildung und Beratung im Landesbüro NRW der Friedrich-Ebert-Stiftung).

Entstanden sind die Freiräume auf unterschiedliche Art und Weise: Während die Gruppe rund um Botopia in mühsamer Eigeninitiative einen Raum für ein Leihcafé mit Kulturangebot suchte und Erfolg hatte, weil ein Vermittler auf sie zukam und dem Vermieter das Konzept gefällt, fiel in Essen rund um die Initiierung der Sozialraumkonferenz als rundem Tisch für Institutionen und Zivilgesellschaft im Essener Norden auf, dass es an einem geeigneten Ort für freie Formate und Begegnungen fehlt. In Reaktion darauf wurde die WerkStadt von PACT geschaffen, als unabhängiger Ort und Stadtteillabor. Kitev bespielt bereits seit vielen Jahren mehrere Orte in der sozio-ökonomisch benachteiligten Stadtmitte Oberhausens. Mit der Einrichtung des LEERSTANDS, einem denkmalgerecht sanierten leeren Ladenlokal direkt neben dem Eingang des Hauptbahnhofs, wurde den Bedürfnissen der Bewohner:innen im Quartier stark Rechnung getragen, die immer wieder mit Format-Ideen und Unterstützungs-Wünschen auf den Verein zukamen. Das Programm zeichnet sich daher durch eine Mischung von Kultur-, Begegnungs- und Beratungsangeboten aus. Das Fachgeschäft für Stadtwandel ist ein Nachbarschaftsladen mit unkommerziellen und vielfältigen Angeboten und entstand, weil sich Engagierte rund um sozial-ökologische Themen mehrerer Initiativen zusammengeschlossen haben. Schwerpunkt der Debatte: Finanzen und Geld. Denn, so der Tenor, dem sich alle anschließen konnten: "Freiräume sind an selbstausbeuterische Mechanismen gekoppelt". Viele Nutzer:innen, die Freiräume mit ihren soziokulturellen Angeboten wie Repair-Cafés, Food-Sharing, und Do it yourself-Workshops aufsuchen, verfügen über wenig finanzielle Ressourcen.

biennale der urbanen landschaft

Wer aber Engagement mitbringt, Ideen hat und Formate umsetzt, soll honoriert werden. Gleichzeitig ist das Geld knapp, nicht zuletzt durch gestiegene Energiekosten, die Fördermittel, die die einzelnen Räume erhalten, schmelzen lassen. An dieser Stelle wurden auch durchaus unterschiedliche Ansätze deutlich: Während das Essener Fachgeschäft auf Ehrenamtliche setzt, legt beispielsweise kitev den Fokus darauf, Engagierte, die Workshops, Kurse und ähnliches anbieten zu honorieren und "keine prekären Strukturen zu schaffen" - was gleichzeitig aufgrund bestehender gesetzlicher Regularien eine Herausforderung sei, beispielsweise weil das Einkommen eines jungen Erwachsenen mit Fluchterfahrung, der mit seinen Eltern zusammenlebt, die Mittel nach dem Asylbewerberleistungsgesetz erhalten, mit diesen verrechnet wird. Auch sei das Stellen einer Rechnung für viele Menschen ein Schritt zur Teilhabe.

Im Publikum befanden sich Interessierte, die gerade ebenfalls ein Freiraum-Konzept für ihre Ruhrgebietskommune entwickeln - eine gute Gelegenheit, um auch über Tipps und Erfolgsfaktoren zu sprechen. Konsens fanden folgende Aspekte: Als Einzelkämpfer:in ist es schwer, einen Freiraum zu schaffen, weshalb der erste Schritt daraus bestehen sollte, weitere Interessierte zu finden. Dabei könne sich auch die Ansprache der jeweiligen Kommune lohnen, da der Verwaltung häufig bekannt sei, wer auf diesem Feld aktiv sei und gegebenenfalls sogar ebenfalls auf der Suche nach einem Raum oder Unterstützung ist. Oder einen bereits bestehenden Freiraum aufzusuchen, um zu prüfen, inwiefern dieser sich erweitern lässt. Außerdem sei es lohnenswert, zusammen einen gemeinnützigen Verein zu gründen, um die Möglichkeit zu haben, sich auf Förderprogramme zu bewerben.

In Bezug auf die Programmgestaltung gilt: Essen & Trinken geht immer! Wer als Verteilstelle für gerettete Lebensmittel fungiert, mit diesen kocht oder gemeinsame Kochworkshops oder ähnliche Formate anbietet, findet Anklang in der Nachbarschaft und schafft zugleich ein erstes niederschwelliges Angebot. Dementsprechend sollte die Einrichtung einer Küche in der Örtlichkeit unbedingt bedacht werden. Außerdem bieten praktische Mitmach-Workshops die Gelegenheit, die Menschen ganz nebenbei kennenzulernen und ins Gespräch zu kommen. Außerdem gilt: ein Freiraum sollte sich genauso entwickeln lassen wie das Programm und daher in Bezug auf Möblierung und Zuschnitt möglichst modular und offen aufgebaut sein. Die Organisation funktioniert am Besten über ein regelmäßiges Plenum. Zu guter Letzt: Wann immer möglich, sollte auch der Faktor der Kinderbetreuung mitgedacht werden, um wirklich Allen die Möglichkeit zu geben, aktiv zu werden.

Mehr Informationen zur Entstehung und dem Angebot der beteiligten Freiräume finden sich in der Broschüre "Freiräume der Transformation im Quartier gestalten ein Handbuch für die Praxis" von Martina Nies: <https://library.fes.de/pdf-files/bueros/nrw/19502.pdf>

Text: Sonja Broy



So funktioniert Klima-Journalismus

Salon5 gibt Jugendlichen eine professionelle Stimme

Salon5 ist die Jugendredaktion von CORRECTIV, einem vielfach ausgezeichneten Recherchezentrum für Investigativ-Journalismus. Max Hillenberg hat die Redaktion mit Sitz in der Bottrop Innenstadt auf der Biennale vertreten, um die Frage zu beantworten: Wie funktioniert eigentlich Klima-Journalismus? Bevor die Kernfrage beantwortet wurde, galt es zunächst einmal, aufzuzeigen, wie Salon5 funktioniert – nämlich anders als klassische Medienredaktionen: "Zu uns kommen Jugendliche mit Interesse für alle möglichen Themen. Wir unterstützen sie bei der professionellen Recherche und Aufarbeitung der Geschichte zusammen mit Expert:innen für unser Webradio, Podcasts und Social Media-Kanäle. Die Zielgruppe sind Gleichaltrige." Salon5 holt die Nachwuchsredakteur:innen und Nachrichten-Konsument:innen also da ab, wo sie sich täglich aufhalten: im digitalen Raum. Printprodukte hätten in der jugendlichen Zielgruppe längst an Bedeutung verloren. Die Redaktion setzt daher konsequent auf unkonventionelle Online-Formate, bespielt auch Kanäle wie Instagram und TikTok und erstellt Memes.

Der Klimawandel und seine Folgen bilden einen Schwerpunkt der Salon5-Arbeit. "Angeregt durch die Arbeit von Fridays for future interessieren sich viele Jugendliche für das Thema. Wir haben zusammen schon Themenwochen zu Wasserknappheit, erneuerbaren Energien, den Auswirkungen von Klimakatastrophen auf die Psyche von Jugendlichen und vielen weiteren Aspekten durchgeführt, diese finden großen Anklang", so Max. Guter Klima-Journalismus zeichne sich dadurch aus, dass er wissenschaftliche Erkenntnisse auf das Regionale und Lokale zu beziehen – "vom großen Ganzen hin zur Geschichte vor Ort. Trockenheit und Dürren als globales Problem, dass heruntergebrochen wird auf die Probleme eines Landwirts vor Ort, über den die Jugendlichen dann berichten."

Wer Lust hat, sich bei Salon5 einzubringen, ist herzlich eingeladen, sich zu melden. Mehr Informationen unter <https://salon5.org/>

Text: Sonja Broy

Ausstellung "Mapping the City"

Großformatige Fotoinstallation zur Raumerkundung
Mit Tania Reinicke und Ekkehart Bussenius

Wie sieht die Stadt von morgen aus? Die freischaffenden Künstler*innen Tania Reinicke und Ekkehart Bussenius regen mit großformatigen Fotoinstallationen an, darüber nachzudenken. Für ihr Visual Archive Project MAPPING THE CITY arrangieren sie Aufnahmen aus Hong Kong, Shenzhen, Tokyo und der Metropole Ruhr immer wieder neu und ergänzen sie dabei ortsspezifisch. Für die 1. Biennale der urbanen Landschaft wählten sie den Titel "Garten Eden" und verwandelten die Wand am südlichen Ausgang des Wissenschaftspark in ihrer gesamten Raumhöhe in eine Galerie, deren Werke an der Schnittstelle von Fotografie und Raumerkundung das Bild der Städte untersuchen - aus unterschiedlichen Perspektiven, über Detailaufnahmen, das Einfangen von Stadtgrün oder unterschiedliche Lichtverhältnisse.

Aufnahmen aus dem Ruhrgebiet stehen solitär zu Bildern aus den großen asiatischen Metropolen - eine auf den ersten Blick ungewöhnliche Verknüpfung, die Ausstellungsmacherin Reinicke mit ihrer persönlichen Geschichte verknüpft: "Seit über 20 Jahre bereise ich asiatische Metropolen und bin dort bewusst zu Fuß unterwegs. Dabei habe ich mir schon immer die Frage gestellt, wie ich Räume körperlich wahrnehme." Da Reinicke und ihr künstlerischer Partner Bussenius im Ruhrgebiet leben, lag auch die visuelle Erkundung der eigenen Region nahe. Das Projekt Mapping the city trägt also frühen Reiseerfahrungen Rechnung, indem die Aufnahmen das Spannungsverhältnis von Architektur, urbaner Landschaft und Raum verdeutlichen und den Besuchenden animieren, sich Fragen zu stellen nach Zeichen und Spuren der Vergangenheit, die im Stadtraum noch ablesbar sind und Details, an denen aktuelle Entwicklungen sich niederschlagen.

Weitere Informationen: www.mappingthecity.de

Text: Sonja Broy

Wohnräume der Zukunft

Mit Bastian Michael, Futur2K

Gerald Kampert, Stadt Dortmund Stadtplanungs- und Bauordnungsamt

Dirk Salewski, beta Eigenheim- und Grundstücksverwertungsgesellschaft mbH

Martina Nies, herdenintelligenz

Die Stadt der Zukunft muss Flächen sparen. Und zwar dringend, wie Zahlen des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz belegen. Demnach werden derzeit in Deutschland täglich rund 54 Hektar als Siedlungsflächen und Verkehrsflächen neu ausgewiesen. Dies entspricht einer Flächenneuanspruchnahme – kurz Flächenverbrauch – von circa 76 Fußballfeldern. Das erklärte Ziel der Bundesregierung im Kontext der Deutschen Nachhaltigkeitsstrategie besteht dementsprechend darin, bis zum Jahr 2030 die Neuanspruchnahme von Flächen für Siedlungen und Verkehr auf unter 30 Hektar pro Tag zu verringern.

Wie kann das gelingen? Und warum liegt unser Flächenverbrauch überhaupt so hoch? Darüber diskutierten am Wochenende der Vielfalt Bastian Michael (Gründer von Futur2), Gerald Kampert (Stadt Dortmund, Stadtplanungs- und Bauordnungsamt) und Dirk Salewski (beta Eigenheim- und Grundstücksverwertungsgesellschaft mbH), moderiert durch Martina Nies (lala.ruhr/herdenintelligenz). Über alles herrschte in der diskussionsfreudigen und durchaus auch streitbaren Runde Konsens: Wir müssen unsere individuellen Vorstellungen und Wünsche vom Wohnen überdenken und anpassen. Ein durchschnittlicher Ein-Personenhaushalt verbraucht derzeit mit 68 Quadratmetern ein Drittel mehr Fläche verbraucht als ein Zwei-Personenhaushalt, wo beide auf je rund 49 Quadratmeter kommt. Je mehr Personen, desto weniger Fläche wird beansprucht - wo drei oder mehr Personen leben, kommt eine Person auf 33 Quadratmeter Fläche - Tendenz insgesamt steigend. "Um unsere Klimaprobleme zu lösen, müssen wir mit weniger Wohnfläche auskommen", so Gerald Kampert, der für die Stadt Dortmund das Projekt "Tiny Village" verantwortet - ab dem Jahr 2025 soll in Dortmund eine Siedlung für kleine Häuser im Stadtteil Sölde entstehen. Begonnen habe die Planung bereits 2019, mit dem erklärten Ziel, mit möglichst wenig Flächenversiegelung auszukommen. So handele es sich um Modulkäuser auf Schraubelementen, so dass der Boden unversehrt bleibe. Aktuell wird ein Bebauungsplan für das Neubaugebiet erstellt, in dem festgeschrieben wird, wo und wie gebaut werden darf. Danach muss das Baugebiet mit Straßen, Abwasserkanälen, Strom und Wasser erschlossen werden, was etwa ein Jahr in Anspruch nimmt. Im entstehenden Tiny Village gilt der Orientierungswert von 45 Quadratmetern pro Person in einem Haushalt. Für jede weitere Person im Haushalt können dann 15 Quadratmeter Wohnfläche dazukommen. Im Sinne des flächensparenden Bauens wird die Grundstücksfläche für ein freistehendes Haus mit 50 Quadratmeter Wohnfläche etwa 150 qm betragen. Außerdem soll gelten: Tiny kann auch verbunden werden mit "teilen". Gemeinschaftliche Nutzungen seien hilfreich und willkommen. Bei den Gebäuden soll auf Nachhaltigkeit geachtet werden. Dazu gehören Themen wie Bauen mit Holz, Gründächer, Brauchwassernutzung, Photovoltaik etc. Die Siedlung wird autofrei, geparkt wird vor dem Siedlungseingang.

Parkplätze - ein Stichwort, auf das die Runde immer wieder zurück kam, wobei deutlich wurde, dass das Leitbild der autogerechten Stadt aus den 1960ern und 70er-Jahren eng gekoppelt ist an die Debatte um Wohnraum. Stellplatzsatzungen der Kommunen geben die Zahl der einzurichtenden Parkplätze vor, da bleibe kein Spielraum, selbst wenn Wohnraum für eine ökologisch und wenig autoaffine Zielgruppe geplant werde. Investor Dirk Salewski betonte, dass das freistehende Einfamilienhaus noch immer das Idealbild der Mehrheit sei: "Ich bin Kaufmann und rede Tacheles. Wir führen hier eine eher abgehobene Debatte. Die Mehrheit wünscht sich freistehendes Eigentum, gerne auch mit bis zu drei Stellplätzen." Er brachte zudem den Aspekt der Gewöhnung an das Umfeld ein: "Wenn die Kinder aus dem Haus sind, bleiben die Eltern in ihrem Umfeld. Hier geht es dann nicht um neue Wohnfläche, sondern um das Phänomen von weniger Menschen in Bestandsbauten." Salewski warnte zudem vor einfachen Antworten auf komplexe Fragestellungen. So forderten Sozialverbände mehr rollstuhlgerechte Wohnungen und plädieren hier für eine festzulegende Quote von 25 Prozent, bisher ohne belastbare Zahlen zum Bedarf vorzulegen. Da die entsprechenden Wohnungen mehr Fläche vorhalten müssen, beispielsweise, um die Toilette beidseitig mit Rollstuhl zu erreichen, entstehe hier ein Zielkonflikt.

Bastian Michael nahm in der Diskussion immer wieder die Rolle des konstruktiven Mittlers ein - mit seinem Unternehmen Futur2K entwickelt er ein adaptives Baukastensystem, mit dem Bauen nach dem "Lego-Prinzip" möglich werden könnte, dessen Bausteine die Zusammensetzung von kreislaufbasierten, klimapositiven und skalierbaren Gebäude ermöglichen sollen. Er warb für ein positives Framing der Wohnraumdebatte, denn in Deutschland werde eher der Mangel gesehen, als die Fülle. "Wir müssen an attraktiven Lösungen arbeiten, so dass der Paradigmentwechsel Spaß macht und nicht primär mit Verzicht verbunden wird". Das Baukastenprinzip schaffe hier viele attraktive Optionen: "Man wird älter, die Kinder sind aus dem Haus, und man verkleinert sich einfach wieder. Das wird möglich, weil die Bauteile der Zukunft nicht mehr fest verbacken oder verklebt sein werden und eine sortenreine Trennung möglich ist. Gebäude und Strukturen werden außerdem umziehen können, künstliche Intelligenz ebenfalls ein Thema", so Michaels positiver Blick in die Zukunft.

Deutlich wurde: die Wohnträume der Zukunft erfordern Handeln und Umdenken, auf individueller wie auf gesellschaftlicher und politischer Ebene. Eine mögliche Vision für die Zukunft: Vielleicht wird in ein paar Jahren ja nicht mehr das Auto und das freistehende Einfamilienhaus ein Statussymbol sein, sondern ein Tiny House mit Dachbegrünung.

Text: Sonja Broy